

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 51 (1955)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert (auf Grund der gedruckten Quellen). 390 S. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 36. Basel 1955.

Die schweizerdeutsche Mundartdichtung vor 1800 ist mindestens seit Jakob Bächtolds «Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz» (1892) einigermaßen bekannt, doch hatte sie bisher keine ausführliche Darstellung gefunden. Ganz schlimm ist es um unsere Kenntnis der älteren schweizerdeutschen Mundart selber bestellt, hatten doch Renward Brandstetters «Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart» (1890) erst 1953 in Ernst E. Müllers Untersuchungen über die «Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter» eine Nachfolge von Bedeutung gefunden. Man darf zwar der deutschschweizerischen Dialektologie keinen Vorwurf daraus machen, dass sie dieses Feld noch so wenig bebaut hat, denn angesichts der raschen Veränderung aller Verhältnisse musste ihr die Bestandesaufnahme der lebenden Mundarten als vordringliche Aufgabe gelten. Um so mehr weiss man Hans Trümpy Dank dafür, dass er mit dem hier angezeigten Buch in die Lücke tritt. Da es an Vorarbeiten und einschlägigen Einzeluntersuchungen noch fast vollständig fehlt, kann es nicht verwundern, dass es diese Lücke nicht in allen Teilen ganz auszufüllen vermag. Doch fällt damit kein Vorwurf auf den Verfasser, vielmehr verdient er Anerkennung dafür, dass er allen voraussehbaren (und wohl auch im Verlauf der Arbeit noch hinzutretenden) Schwierigkeiten zum Trotz das Wagnis unternommen und zu gutem Ende geführt hat. Als methodisch bedeutsam hervorzuheben ist die Tatsache, dass hier wieder einmal Literatur und Sprache in engem Zusammenhang gesehen und dargestellt werden.

Die stoffliche Fülle des Buches verbietet leider eine zusammenhängende Inhaltsangabe; es können daher im folgenden nur einzelne Abschnitte herausgegriffen werden. Zuvor sei noch mit Befriedigung verzeichnet, dass die zeitlichen wie die sachlichen Grenzen des Themas nie zu starren Schranken werden. Zu den Quellen bemerkt der Verfasser (S. 4), er habe daraus «alle Mundarttexte und alle Äusserungen über die Mundarten» ausgezogen. Dabei hat er den Rahmen sehr weit gespannt und mit Umsicht und Spürsinn alles ausgebeutet, was irgendwie in Betracht fallen konnte, bis hinunter zu einzelnen Sätzen in Kalendern u. dgl. Man gewinnt so den Eindruck weitgehender Vollständigkeit, und für eine spätere Nachlese wird, ausser in handschriftlichen Quellen, die grundsätzlich ausgeschlossen blieben, und allenfalls in bisher unbekanntem privaten Sammlungen kaum viel übrig bleiben.

Der *linguistische* Teil setzt sich als Aufgabe, «Materialien für eine historische Grammatik des Schweizerdeutschen bereitzustellen» (S. 3). Die Kapitel «Eigenarten des Schweizerdeutschen im allgemeinen» und «Charakterisierung der einzelnen Mundarten» vereinigen alle dem Verfasser erreichbaren einschlägigen Äusserungen und Beobachtungen von In- und Ausländern, wobei – m. W. zum erstenmal systematisch – auch die Reiseliteratur ausgeschöpft wird. Der linguistische Wert dieser Quellengattung ist freilich im Durchschnitt nicht gross. Wohl macht sich unter dem Einfluss der bekannten Zeitströmungen gegen Ende der untersuchten Periode ein Wandel in der Einschätzung der Mundart bemerkbar, doch fehlen die anfänglich vorherrschenden schiefen und ablehnenden Urteile bis zuletzt nicht, sogar bei Schweizern. Neben dem Masstab der eigenen Sprache steht meist das subjektive Kriterium des «Wohlklangs», der unsern Mundarten in der Regel abgesprochen wird, im Vordergrund. Auch die konkreten Angaben enthalten zahlreiche Missverständnisse, die zu einem Teil in der Schwierigkeit, eine Mundart – und erst noch eine fremde – aufzuzeichnen, gründen mögen. Dennoch weiss Trümpy aus seinem teilweise recht krausen Material mit kritischer Umsicht manche wertvolle Einzelheit herauszuschälen. Trotzdem bliebe der positive Ertrag des ganzen Kapitels eher bescheiden, wenn er nicht mit dem dialektologischen Abriss in Stalders Idiotikon aufgerundet wäre¹. Dem so entstehenden Mosaik

¹ Die 1819 als selbständige Schrift erschienene 'Dialektologie' Stalders wird, als jenseits der zeitlichen Grenze (1812) liegend, nicht berücksichtigt.

fehlen notgedrungen alle festen Konturen; der Leser wird sich auch hüten müssen, die darin vereinigten, zeitlich jedoch z.T. stark gestuften Einzelzüge vorschnell auf die gleiche Ebene zu projizieren. Als weit ausgiebiger erweisen sich die Quellen für den Wortschatz; das überrascht nicht, wenn man weiss, dass auch heute lexikalische Unterschiede dem Laien leichter zum Bewusstsein kommen als phonetische oder gar morphologische, oder dass viele die Verwendung sog. 'urchiger' Wörter als das Wesen der Mundart ansehen. Auch für dieses Kapitel verwertet der Verfasser alles überhaupt Erreichbare, und selbst die bescheidenste Wortliste erhält den ihr gebührenden Platz. Über das «Idioticon Bernense» und Sprengs «Idioticon Rauracum», um nur die umfanglichsten Sammlungen zu nennen, führt die Darstellung zu Stalders «Versuch eines schweizerischen Idioticon» (1806, 1812), dem Höhepunkt und gleichzeitig – wenigstens wenn man sich mit Trümpy an die von ihm selbst als willkürlich bezeichnete Grenze von 1812 hält – dem Schlussstein der behandelten Zeitspanne.

Wir haben es oben Trümpy zum Lobe gerechnet, dass er Mundart und Mundartliteratur im selben Buche darstellt. Dem widerspricht es durchaus nicht, dass es in einen linguistischen und einen *literarhistorischen* Teil – nicht zerfällt, sondern gegliedert ist. Auch in diesem zweiten Teil kommt das Linguistische reichlich zum Worte, wenn gleich mehr in dienender Rolle bei den Versuchen, anonyme Werke zu lokalisieren oder gar Kriterien für die Verfasserschaft zu gewinnen usw. Über die grundsätzlichen Fragen solcher Bemühungen wird unten noch zu sprechen sein. Hier sei nur festgehalten, dass auch die (grössere) literaturgeschichtliche Hälfte noch manches für die Kenntnis der älteren Mundart abwirft. Die Aufgabe, die sich Trümpy für diesen Teil stellt, lautet: «kritische Bestandesaufnahme der mundartlichen Literatur vor 1812» (S. 12), wobei der Begriff Literatur wieder in sehr weitem Sinne gefasst wird. Die Unterordnung des chronologischen Einteilungsprinzips unter das sachliche erlaubt dem Verfasser, das Erwachen der eigentlichen Mundartdichtung zu einem eindrucksvollen Finale des Buches zu gestalten. Aber auch die andern Kapitel gewinnen dadurch an Geschlossenheit, was die unvermeidlichen Wiederholungen mehr als nur wett macht. Besonders vorteilhaft wirkt sich dies aus im Abschnitt über die Dialogliteratur (und verwandte Schriften), die, so weit ich sehe, bisher noch nirgends behandelt worden ist, trotzdem Titus Tobler schon 1869 eine Auswahl unter dem Titel «Alte Dialektproben aus der deutschen Schweiz» veröffentlicht hatte. So waren diese in mancher Hinsicht bemerkenswerten Schriften nur ganz wenigen – und auch diesen wohl nur teilweise – bekannt. Es gereicht daher Trümpy zum besonderen Verdienst, dass er sie nicht nur ins Licht gerückt, sondern auch in ihre geschichtlichen, literarischen und volkskundlichen Zusammenhänge gestellt wie nicht weniger ihre Beziehungen untereinander weitgehend abgeklärt hat. Dies gilt insbesondere von den politischen Dialogen, die, eine Tradition der Reformationszeit fortsetzend (allerdings nicht im Gebrauch der Mundart), sich besonders um politische Krisen konzentrieren (die beiden Villmergerkriege und die Helvetik).

Es dürfte nachgerade Gemeingut geworden sein, dass die neuhochdeutsche Schriftsprache nicht an die Stelle der Mundart getreten ist, sondern des absterbenden alemannischen Schriftdialektes. Wie Trümpy zeigt, dauert es bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, bis die Mundart um ihrer selbst willen als künstlerisches Ausdrucksmittel anerkannt wird. Wo vorher Mundart geschrieben wird, geschieht es mit bestimmter Absicht, und zwar vorwiegend der, damit eine komische Wirkung zu erzielen. Besonders deutlich zeigt sich dies im Drama, in dem in der Regel nur sozial Niedrigstehende Mundart sprechen, und diese sind bekanntlich auch seit alter Zeit zu Trägern des Komischen verurteilt. Erhöht wird die Komik in manchen Fällen noch durch die Nachahmung einer fremden Mundart, ein Mittel, das auch heute noch seine Wirkung nicht verfehlt; für den naiven Menschen sind auffällige Abweichungen einer andern Mundart von der seinen eben lächerliche Absonderlichkeiten! Ganz ähnliche Verhältnisse zeigt der Dialog, «die verbreitetste Form der Mundartliteratur» (S. 243), «in den Augen der Verfasser und der Leser eine ausgesprochen volkstümliche Form» (ebd.). Als Beispiel dieser Gattung diene der Madleni-Dialog (1656), der eine

besonders nachhaltige Wirkung erzielt hat. Trümpy weist dieses Schriftchen, das im Titel Andelfingen¹ als Schauplatz nennt, aus sachlichen wie sprachlichen Gründen einleuchtend der Innerschweiz zu. Als Satire auf die Schlappe der Zürcher vor Rapperswil benützt es die Mundart zweifellos als erheiterndes Moment, wobei in der Fassung, die Trümpy als die der unbekannteren ursprünglichen am nächsten stehend bezeichnet, Elemente eingeflochten werden, die vermutlich die Zürcher Mundart charakterisieren sollen. Dass daneben sogar bernische Züge (*-ng* für *-nd*) auftreten, erklärt Trümpy glaubhaft aus der Tradition des innerschweizerischen Schauspiels. – In den aufklärerisch-belehrenden 'ökonomischen' Dialogen, wie sie der Berner «Hinkend Bott» seit 1768 regelmässig bringt, ist der Mundart zwar kaum eine erheiternde Wirkung zugeordnet, aber sie soll das Volkstümlich-Bäuerliche unterstreichen, um sich damit in den Kreisen, für die sie bestimmt sind, eine gute Aufnahme zu sichern, was ohne Zweifel ein Irrtum war. Auch in diesen von Mitgliedern der Ökonomischen Gesellschaft verfassten Gesprächen gilt also die Mundart als Bauernsprache. Bezeichnend dafür ist der Umstand, dass gelegentlich als Gesprächspartner teilnehmende Pfarrer konsequent Schriftsprache reden, nicht der Wirklichkeit entsprechend, sondern einem literarischen Schema folgend (S. 223). Ausläufer dieser Haltung findet Trümpy darin, dass die pfarrherrlichen Väter der eigentlichen Mundartdichtung, die beiden Luzerner Ineichen und Häfliger wie der Berner Kuhn, in ihren Gedichten mit Vorliebe die Maske des Bauern anziehen. Sicher meinen sie aber damit bäuerliche, nicht bäuerische Sprache! Daneben läuft schon längst eine andere Strömung, die mit dem Namen Bodmers verknüpft ist. Für ihn und seine Schüler bedeutet Mundart nicht mehr ungebildete, rohe oder gar verderbte Sprache, sondern altherwürdige, kraftvolle. Mit dieser umwälzenden Auffassung der Mundart wird der Boden vorbereitet, aus dem die schweizerdeutsche Mundartdichtung sprossen konnte. Obwohl sie schon bald unter Hebels mächtigen Einfluss geraten sollte, ist sie in ihren Anfängen doch als autochthon zu betrachten. Man wird darum dem Verfasser gerne zustimmen, wenn er sie «die schönste Frucht von Bodmers Wirken» nennt (S. 365).

Trümpys Buch vermittelt auch dem Fachmann manche wertvolle neue Erkenntnis. Darüber hinaus ist man dankbar dafür, das, was man bisher mühsam zusammentragen musste, nun in übersichtlicher Ordnung jederzeit griffbereit zu besitzen. Ganz besonders wird man es schätzen, dass er Zeit und Mühe nicht gescheut hat, auch die scheinbar belangloseste Einzelheit aus zerstreuten, teilweise schwer zugänglichen Publikationen zu sammeln und damit jedermann zugänglich zu machen. So hat das Buch gute Aussicht, nicht nur heute, sondern auch für längere Zukunft als das grundlegende Werk auf seinem Gebiet zu gelten. Neben den ausführlichen Registern, die den Gebrauch des Buches in willkommener Weise erleichtern, hätte vielleicht auch eine systematische Übersicht über die Quellen nützliche Dienste leisten können.

Wenn wir mit diesem Wunsch zu ein paar kritischen Bemerkungen überleiten, so wollen wir einzelnen Unstimmigkeiten kein übertriebenes Gewicht beimessen. An solchen seien etwa erwähnt, dass die Verwendung derselben Abkürzung 'Id.' für Stalders Idiotikon wie für das seit 1881 erscheinende «Schweizerdeutsche Wörterbuch» gelegentlich Verwirrung stiftet, oder dass *Agle* in der genannten Bedeutung (S. 117, Anm. 7) keineswegs fehlt (Bd. I 128), dass es zur Formel *über Rbi* Idiotikon 6, 995 zahlreiche ältere Belege gibt, dass Anm. 1, S. 140 offenbar auf einem Irrtum beruht. Nur beiläufig bemerkt sei noch, dass auch hier wieder Josua Maler die Ehre gegeben wird, die seinem Landsmann Joh. Fries zukommt; wenn es «besonders verdienstvoll

¹ Im Anschluss an die auf dem Dialog beruhende Leichenrede auf Bantli, den vor Rapperswil gefallenen Mann Madlenis, weist Trümpy S. 196 auf zwei Pantli Arbenz, Vater und Sohn, hin, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Wirte in Andelfingen bezeugt sind; hiezu sei nachgetragen, dass auch der Bantli in der Leichenrede beigelegte Familienname Karrer in Andelfingen seit 1450 urkundlich nachgewiesen ist (Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz 4, 457). Dürfen beim unbekannteren Verfasser doch irgendwelche Beziehungen zu Andelfingen vermutet werden?

ist, dass viele Wörter im Zusammenhang eines Satzes vorgeführt werden» (S. 120), so gebührt das Lob hierfür Fries, dessen lateinisch-deutsches Wörterbuch Maler nicht bloss «als Grundlage gedient» (S. 123), sondern von diesem grösstenteils ausgeschrieben worden ist¹.

Damit wenden wir uns noch einigen Fällen zu, die grundsätzliche Fragen berühren. Eine unvermeidliche, weil in der Natur der Sache gründende methodische Schwäche liegt darin, dass für die sprachliche Würdigung eines älteren mundartlichen Textes nur der Vergleich mit den Verhältnissen um und seit Beginn dieses Jahrhunderts zu Gebote steht. Trümpy ist sich dieser Schwierigkeit durchaus bewusst, und er trägt ihr im allgemeinen denn auch gebührend Rechnung. Doch möchte man an einzelnen Stellen eine entsprechend vorsichtigere Formulierung wünschen. So möchte man die S. 158 «mit einiger Zuversicht» geäusserte Annahme, «dass sich lautliche und formale Änderungen seit 1800 in ziemlich engen Grenzen gehalten haben», in dieser allgemeinen Form nicht ohne weiteres unterschreiben; sie muss aber auch vor dem konkreten Fall versagen, weil man nie sicher sein kann, ob man nicht eine der zwar «in ziemlich engen Grenzen gehaltenen», aber doch möglichen Änderungen vor sich habe. Darum überrascht es, wenn z.B. S. 63, Anm. 4 eine Angabe Stalders von den heutigen Verhältnissen aus als teilweise «richtig» taxiert wird. Mit Recht übt Trümpy angesichts der genannten Schwierigkeiten in der Regel grösste Zurückhaltung in der 'Entdeckung' mundartlicher Bewegungen. Dennoch scheint es mit etwas voreilig, wenn er S. 62 im Anschluss an Stalders Behauptung, in der Schaffhauser Mundart sei *au* durch *o* vertreten (was in der lebenden Mundart in der Stellung vor Nasal der Fall ist) erklärt, das entspreche «den heutigen Verhältnissen nicht mehr, doch dürfte auch hier seither eine rückläufige Bewegung eingesetzt haben, wie einige verdächtige Reliktformen zu zeigen scheinen», wobei auf BSG. 20, 44 verwiesen wird; die dort angeführten Beispiele erlauben aber mindestens auch eine andere Deutung und dürfen daher nicht ohne weiteres als Reliktformen gewertet werden. Eine auch noch so vorsichtig angedeutete Verschiebung einer Mundartgrenze, wie sie S. 194 für den Wandel von *-nk-* zu *-nch-* erwogen wird, hängt in der Luft, wenn man über ihre Voraussetzung, die Lokalisierung eines bestimmten Textes nur sagen kann: «Gerne (!) möchte man darin eine Unterwaldner Bearbeitung sehen». Der Verfasser hat das dialektologische Schrifttum sorgfältig und, soweit aus den Anmerkungen ersichtlich, lückenlos zu Rate gezogen (für das Emmental wäre statt oder mindestens neben Friedli mit Vorteil Hedwig Haldimanns Berner Dissertation² über den «Vokalismus der Mundart von Goldbach» zu benutzen gewesen). Nun fehlen aber dialektologische Monographien noch für weite Gebiete der deutschen Schweiz, unglücklicherweise z.T. gerade für solche, die im Zusammenhang dieses Buches besonders wichtig sind. Auf den Schwierigkeiten, die sich aus dieser Sachlage ergeben, beruht wohl die irri- ge Angabe S. 246 (mit Anm. 3), heute herrsche in Zug die Hiatusdiphthongierung und für *-üns-* gelte *-eus-*; die Mundart der bodenständigen Bevölkerung der Stadt Zug – freilich vielfach überdeckt von den fremden Lautungen der zahlreichen Zugewanderten – ist auch heute noch gekennzeichnet durch das Fehlen der Hiatusdiphthonge (also *frī*, *būwe*, *nū*) und die Aussprache *-ūs-* für *-üns-*³. Dass auch gegenüber lexikalischen Funden Vorsicht am Platz ist, belegt das Beispiel *Düttäriemä* (S. 246, Anm. 8), in dem doch eher eine scherzhafte Augenblicksbildung als ein fester Bestandteil des Wortschatzes zu sehen ist.

¹ Erste Ausgabe des Friesschen Wörterbuches 1541, stark erweiterte Ausgabe 1556; Malers Wörterbuch erschien 1561.

² Heidelberg 1903.

³ Vgl. P. Dalcher, Die Zugerischen Mundartformen (Zuger Neujahrsblatt 1951, S. 36/37, mit Karten). Die irri- ge Angabe bei Jutz, S. 82, auf die sich Trümpy stützt, steht in Widerspruch mit der Karte im selben Buch, wo die fragliche Grenze richtigerweise unmittelbar nördlich der Stadt Zug verläuft. Das Problem, ob die Grenze der Hiatusdiphthongierung an dieser Stelle seit dem 17. Jahrhundert zurückgewichen sei, besteht also gar nicht.

Alle diese Vorbehalte und Einwände sind nicht so schwerwiegend, dass sie den Wert des Buches beeinträchtigen könnten. Es sind im Grunde die Schwächen eines jeden Versuches, eine Gesamtdarstellung zu geben, wo die monographischen Bausteine grösstenteils noch fehlen. Damit, dass er den Versuch trotzdem gewagt hat, hat Trümpy der Wissenschaft (und auch weitem Kreisen) einen bedeutenden Dienst erwiesen, einmal mit dem, was er in seinem Buch an Konkretem zu bieten vermag, dann auch, indem er der Einzelforschung Richtung und Ziele weist und sie damit – so hofft man wenigstens – zur Weiterarbeit auf diesem Felde anregt. So sieht man dem angekündigten zweiten Band, der u. a. grössere Texte bringen soll, mit lebhafter Erwartung entgegen.

Dank gebührt schliesslich auch der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, die das Werk in die Reihe ihrer Schriften aufgenommen und damit wohl seine vollständige Veröffentlichung erst ermöglicht hat. Hans Wanner, Hedingen

Jan-Öjvind Swahn, The Thale of Cupid and Psyche (Aarne-Thompson 425 und 428). Lund, Gleerup, 1955. 496 S., Kartenbeilagen. 40 Schwed. Kronen.

Im Vergleich mit den übrigen Disziplinen der Volkskunde hat die Märchenforschung zweifellos am meisten zur Sammlung und Sichtung ihres Materials geleistet. Dennoch scheint die Periode des Sichtens und Ordners auch hier noch lange nicht abgeschlossen zu sein. Die amerikanische Forschung hat unter der Leitung von Stith Thompson gerade in den letzten Jahren eine Reihe landschaftlicher Ergänzungen zum grossen Motiv-Index vorgelegt, während man sich in Skandinavien nach wie vor der monographischen Bearbeitung einzelner Erzähltypen oder, neuerdings, grösserer Märchengruppen befleissigt. (Vgl. etwa Anna Birgitta Rooth, *The Cinderella Cycle*. Lund 1951).

Die vorliegende Untersuchung ist dem Gedächtnis von Sydows gewidmet, und der Verfasser bekennt sich darin auch im wesentlichen zur Schule seines grossen Lehrers, wenngleich dieser ihn zunächst, wie einleitend bemerkt wird, vor dem Unternehmen gewarnt hat. Dies wohl angesichts der unendlichen Schwierigkeiten und Gefahren, die allein das weitläufige Material eines solchen Motivkomplexes bietet (dessen Bewältigung den Verfasser auch fast zehn Jahre Arbeit gekostet hat), und selbst den einigermaßen eingeweihten Leser überkommt ein leises Schaudern angesichts des Variantenkatalogs von über 1100 Nummern (S. 37–202) und ihrer Aufgliederung in die einzelnen Motive, die in ihrer Bezeichnung durch Nummern und Buchstaben beinahe wie chemische Formeln anmuten.

Es ist das Ordnungsprinzip der sogenannten historisch-geographischen Methode der Finnischen Schule, die Swahn hier anwendet, freilich nur zur technischen Bewältigung des Materials. Den Zielen der Arbeit nach folgt er nicht mehr den viel kritisierten Bestrebungen Aarnes, Krohns und ihrer Nachfolger, aus der Analyse eines Erzähltyps die Wanderwege und den Archetyp des Märchens aus der angenommen besten und ursprünglichsten Form ihrer Motive zu erschliessen. Swahn ist vielmehr bestrebt, einen Mittelweg einzuschlagen und nicht eine konstruierte Urform, sondern die Altersschichten der Motive, Entlehnungen und kulturelle Zusammenhänge aufzuzeigen. Dafür scheint ihm jedoch die Übersicht des gesamten erreichbaren Variantenmaterials, so zeitraubend und mühselig das auch sein mag, unerlässlich, um zu einer gewissen Sicherheit der Schlüsse zu gelangen. Er betrachtet die solchermassen erreichte Gliederung und Sichtung des Materials als Vorarbeit für die Erkenntnis grösserer Zusammenhänge, die erst die Ergebnisse mehrerer ähnlicher Untersuchungen verschiedener Erzähltypen ermöglichen soll.

Es geht also hier neben der Behandlung des Märchens von Amor und Psyche selbst, sowohl in der einleitenden Rechtfertigung der Arbeitsmethode wie auch später in der Auseinandersetzung mit jenen Autoren, die den Märchenstoff vor ihm mit mehr oder minder grossem Erfolg behandelt haben (es handelt sich dabei um berühmte Namen wie Andrew Lang, Kawczynski, Wesselski, Tegethoff, Liungman, Saintyves, Boberg, Koechlin, ferner von der Leyen, Liljeblad u. a.), häufig um prinzipielle Fragen der Forschungsmethoden, etwa um das Problem literarischer Abhängigkeiten (hier de-

tailliert demonstriert an Apuleius, Basile oder den französischen Märchenautoren des 18. Jahrhunderts), um Fragen der Motivdeutung oder der Berechtigung der Sydow'schen Oikotypen, die Swahn auch für den vorliegenden Märchenkomplex zutreffend erscheinen. Der Verfasser kritisiert mit Entschiedenheit die Unzulänglichkeiten früherer Arbeiten und ist selbst darum bemüht, sich den freien Blick zu bewahren. Er urteilt jeweils mit grosser Vorsicht und lässt manche Fragen lieber offen, ehe er hypothetische Schlüsse zieht.

In diesen grundlegenden Auseinandersetzungen und den subtilen Untersuchungen zu den einzelnen Varianten (Sub-types A–O, X), den Abgrenzungen der Verbreitungsgebiete und der Wanderbewegungen der Motivgruppen liegen wohl auch die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit. Das Gesamtergebnis, wonach der Märchentyp Aa 425 vor allem in der ältesten und weitverbreiteten Variante A als indoeuropäisches Erbgut angesehen werden kann, ist, wie der Verfasser selber sagt, nicht neu, erschüttert also nicht die bisher etwa von Sydow und Thompson vorgebrachten Ansichten, die das «Chimäremärchen» dem indogermanischen Bereich zuschreiben.

Wege und Ziele der Arbeit halten sich, wie gesagt, im Rahmen der gewählten Methode, und als solche ist sie vorbildlich gründlich und gewiss auch grundlegend für weitere Forschungen in dieser Richtung. Im Grunde aber handelt es sich dabei um eine vorwiegend philologische Betrachtungsweise, die die eigentlich volkskundlichen Probleme am Märchen kaum berührt. Wo diese etwa anfangen, hat der Verfasser – zwar unter Verweis auf zukünftige Untersuchungen – mit einigen Sätzen nebenhin angedeutet, nämlich mit der Feststellung (S. 437f.), dass es sich beim Amor- und Psyche-Märchen um eine Erzählung im betont weiblichen Milieu handelt, die auch vorwiegend von Erzählerinnen weitergegeben wurde, im Gegensatz zur Variante O z. B., der «männlichen» Form der Erzählung, die auch eher von Männern erzählt wurde, oder etwa gegenüber dem betont männlichen Gehalt des Zwei-Brüder-Märchens. Was sich aus der weiteren Verfolgung dieser an sich plausiblen Tatsache ergeben könnte, wäre ein Einblick in das funktionelle Leben des Märchens, von dem wir ungeachtet der verzweigten Forschung noch so wenig wissen. Neben der Motivvergleichung müsste doch auch der Bedeutungsgehalt der Motive betrachtet werden – wohl verstanden: nicht die Möglichkeiten der Deutung, wie der Gelehrte sie suchen mag und die Swahn z. T. mit Recht als verstiegen verwirft, sondern der Motivgehalt im Hinblick auf die Bedeutung, die die Geschichte für Erzähler und Zuhörer hat oder gehabt hat. Daraus liesse sich gewiss auch mancher Schluss auf die Häufigkeit und die Verbreitung bestimmter, besonders ansprechender Motive gewinnen. Auch die Gelegenheit des Erzählens müsste in diesem Zusammenhang untersucht werden, die ja nicht zufällig, ja mitunter sogar brauchtümlig gebunden war. Wir wissen z. B., dass bei den tagewährenden Hochzeiten früher die Zeit mit Spielen, Rätselraten und Erzählen vertrieben wurde, und kennen andererseits eine ganze Reihe von «Hochzeitsmärchen», von denen gerade das Amor- und Psyche-Märchen eines der reichsten und bekanntesten ist. Ob hier nicht alte Bindungen liegen? – Dies freilich nur vorläufig, in der hier gebotenen Kürze, als vage Andeutung, wie etwa das Märchen, das sich im Bild seiner weltweiten Verbreitung leicht als unstetes Strandgut der Volksüberlieferung ausnimmt, in das Gefüge der sonst so stark vom funktionellen bestimmten Volkskultur einzugliedern wäre.

Abschliessend eine nebensächliche Richtigstellung zur Variantenliste: Die Landschaftsbezeichnung «Upper Danube» für «Oberösterreich» (S. 93 und 95) mag irreführend sein, weil sie eine Übersetzung der Bezeichnung «Oberdonau» darstellt, die nur während des nazistischen Regimes in Österreich von 1938–1945 Geltung hatte. Heute heisst es wieder in der hergebrachten Form «Oberösterreich», müsste also in der Übersetzung «Upper Austria» lauten. – Überhaupt mutet die englische Übersetzung da und dort ein wenig schwerfällig an, weil, wie Swahn selber bemerkt, dem Englischen eine exakte Märchenterminologie eigentlich fehlt. Es möge uns nicht als falscher Nationalismus ausgelegt werden, wenn wir, aus rein praktischen Erwägungen, anregen, der deutschen Sprache in der Märchenforschung wieder den Vorrang zu

geben. Wenn schon aus der weniger geläufigen Sprache des Autors übersetzt werden muss, was für die wissenschaftliche Arbeit eine Belastung, für den internationalen Leserkreis aber immer eine dankenswerte Erleichterung bedeutet, so doch lieber gleich in die Sprache, die in der Märchenforschung die zweifellos bedeutendste Tradition hat und auch gerade von den grossen skandinavischen Forschern immer bevorzugt wurde.

Elfriede Moser-Rath

Kunst und Kunsthandwerk. Meisterwerke im Bayerischen Nationalmuseum München. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Museums, 1855–1955. München, Verlag F. Bruckmann, 1955. 82 S. Text, 179 Abb. auf Tafeln, 7 Farbtafeln. 4°. DM 28.-.

Nur zwei Jahre nach dem Germanischen Museum in Nürnberg und nach dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz kann auch das Bayerische Nationalmuseum in München sein hundertjähriges Bestehen feiern. Über die Schicksale des Museums während dieser Zeitspanne berichtet Oskar Lenz in anregender und schöner Weise in der vorliegenden Festschrift. Das Hauptgewicht des Buches liegt bei den ganz hervorragenden Abbildungen, zu denen Erich Steingraber ausführliche Erläuterungen beigegeben hat. Wenn wir diese Festschrift hier anzeigen, so tun wir es nicht nur deshalb, weil die früh- und hochmittelalterliche Kunst in ihren Themen und in ihrer Ornamentik eine grosse und befruchtende Anregung auf das volkstümliche Denken und Schaffen ausgeübt hat und somit der Wirkung nach durchaus auch in den Betrachtungskreis der religiösen Volkskunde und der Volkskunst einbezogen werden muss, sondern weil das Bayerische Nationalmuseum auch grosse und bedeutende volkskundliche Bestände aufweist. Wir denken hier an die schönen Keramik- und Glassammlungen, dann an die prächtigen Bauernstuben, vor allem aber an die weltberühmte Krippensammlung, die wohl ihresgleichen suchen kann. Sie ist bereits 1892 durch eine Schenkung Max Schmederers in den Besitz des Museums gekommen, und seither sind diese Krippen und Krippenfiguren gelegentlich immer wieder auch in Ausstellungen im Ausland teilweise zu sehen gewesen (wir denken mit Vergnügen an die herrliche Ausstellung in Zürich, 1951). Einige Abbildungen finden sich erfreulicherweise auch in der Festschrift (Abb. 109: die Silberkrippe Abraham Lotters, Abb. 169 und 170: Neapolitaner Krippen, Ab. 171: Münchner Krippenfiguren, farbige Tafel VII: die entzückende Hauskrippe Georg Dorfmeisters). Da München kein eigenes Volkskundemuseum besitzt, wurde es Aufgabe des Bayerischen Nationalmuseums, auch diese Abteilung auszubauen. Als wertvolle Bereicherung hatte 1929 der Bayerische Landesverein für Heimatschutz seine Sammlungen dem Nationalmuseum zum dauernden Verbleib übergeben. Es ist den Herausgebern der Festschrift hoch anzurechnen, dass sie auch eine stattliche Anzahl von Tafeln aus den volkskundlichen Abteilungen mitveröffentlicht haben. Wir möchten hinweisen auf das reizende Wachs-Christkind als guten Hirten (Abb. 172), den Eisenvotivmann mit seiner eigenartigen Gebetshaltung (Abb. 173), das Votivbild aus der Dachauer Gegend (Abb. 174), die prächtigen Fastnachts-«Fleckerlnarren» (Plätzlibööggen würden sie bei uns heissen, Abb. 175), die Stuben und beschnitzten und bemalten Möbel und Spanschachteln (Abb. 35–37 und 176–179), die Puppen und Puppenstuben (Abb. 166–168), den Passauer Zunftschild der Schifferzunft in Reliefstickerei des 16. Jahrhunderts (Abb. 87) und schliesslich auf die herrliche, süddeutsche Christkindwiege, die in den Brauchkreis des Kindlwiegens gehört, wie er besonders in den Frauenklöstern beliebt war (Abb. 18).

Wildhaber

Erich Meyer-Heisig, Deutsche Bauertöpferei. Geschichte und landschaftliche Gliederung. München, Prestel Verlag, 1955. 159 S., wovon 76 Tafeln, 5 Farbtafeln. 21 × 23,5 cm. DM 24.-.

Wir haben gleichermassen dem Herausgeber für die wohlüberlegte Auswahl und dem Verlag für die sorgfältige Druckausstattung dieses höchst erfreulichen Töpfereibuches zu danken. Wohl besitzen wir ausnehmend schöne Werke über Fayence und auch über Steinzeug (denken wir etwa an Karl Koetschau, Rheinisches Steinzeug),

aber eine wissenschaftlich fundierte Übersicht über die deutsche Bauertöpferei fehlte bis anhin. Erich Meyer-Heisig hatte 1954 im Germanischen National-Museum zu Nürnberg eine Ausstellung dieser Töpferware veranstaltet und den Katalog dazu geschrieben. Als Nachklang und als Krönung dieser Ausstellung folgt nun das vorliegende Buch. Es will nur die Bauertöpferei selbst zeigen, mit anderen Worten: die volkstümlich gewordene Hafnerware. Man wird also nicht etwa Fayencen und Steinzeug darin suchen dürfen; ebenso lässt es die unverziert gebliebenen, reinen Nutzeschirre für die Hauswirtschaft ausser Betracht. Dafür erhalten wir vom Verfasser eine gut lesbare und klare Einleitung in die Technik und Geschichte der volkstümlichen Hafnerei; dankbar sind wir ferner für die guten Sacherläuterungen zu den Gattungen des Töpferwerks. Das Hauptgewicht liegt auf der Gliederung des Stoffes nach den Landschaften, wobei jeweils die wesentlichen Kennzeichen der Töpferorte, der einzelnen Hafner und ganzer Gebiete gegeben werden. Es ist einleuchtend, dass hier im einzelnen wohl öfters das eine oder andere nachzutragen wäre auf Grund von eingehenden Spezialuntersuchungen, aber diese Fragen sind ungeheuer schwer und verwickelt, wenn man an die Wanderung der Hafner, die Stilbeeinflussungen und an die Notwendigkeit der Anpassung an jeweilige Modelaunen denkt. Zudem fehlen in vielen Fällen eben die Unterlagen. Denken wir nur z. B., wie wenig wir im Grunde an genauer Literatur über Bauertöpferei aus der Schweiz haben, vor allem etwa über das Baselland, Steckborn, Berneck (Kt. St. Gallen), St. Antönien, Simmental und sogar Bärswil; am ehesten sind wir noch über Langnau (Aeschlimann) und Heimberg (Hoffmann-Krayer und Ernst Bandi) unterrichtet. Sehr verdienstlich ist Meyer-Heisigs Literaturverzeichnis, das Vollständigkeit anstrebt. Zu den Arbeiten über die hochinteressante Schwarzhafnerei – welche meines Wissens noch nie im europäischen Zusammenhang und im Vergleich mit frühgeschichtlichen Waren eingehend untersucht worden ist – wäre vielleicht auch das Buch von H. P. Hansen, *Jydepotter og løb. Gammel dansk busflid*, København 1944, anzuführen gewesen. – Die Abbildungen bei Meyer-Heisig sprechen für sich, sei es wegen der Sicherheit der Formgestaltung, der köstlichen Naivität der Bemalung oder auch wegen der Mannigfaltigkeit der Verwendung der Geschirre. Nebenbei: die Schüssel auf der Abb. 46 würde ich unbedenklich Heimberg zuweisen, und nicht Bärswil. Wildhaber

Die Volkskunst in Rumänien. Bukarest, Verlag des Rumänischen Instituts für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, 1955. Nicht paginiert: 25 S. Text, 162 schwarze und 10 farbige Tafeln. 4°.

Seitdem George Oprescu 1929 in der Reihe der Studio-Bücher über die Bauernkunst in verschiedenen Ländern sein Buch über *Peasant Art in Roumania* herausgegeben hatte und seitdem schon etwas früher (1923) N. Iorga uns einen ersten Einblick in die rumänische Volkskunst gewährt hatte mit dem in Frankreich erschienenen Buch *L'art populaire en Roumanie*, ist wenig mehr auf diesem Gebiet gearbeitet worden, das ausserhalb Rumäniens bekannt geworden wäre. Wohl gibt es eine stattliche Zahl von kleineren und grösseren Zeitschriften-Artikeln und sehr schönen Heften und Mappen (im wesentlichen über Textilien, teilweise auch über Keramik), aber sie haben nicht immer die verdiente Beachtung in der europäischen Forschung gefunden. Erst neuerdings ist man wieder auf die erlesene Schönheit der rumänischen Volkskunst aufmerksam geworden durch einen Katalog, den das Kopenhagener Kunstindustriemuseum 1955 anlässlich einer rumänischen Ausstellung herausgegeben hat: *Rumænsk Folkekunst. Artă populară română*.

Das Rumänische Institut für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland hat sich der Aufgabe angenommen, die Volkskunst seines Landes einem weiteren Kreise in Abbildungen zugänglich zu machen, und es hat das wissenschaftliche Kollektiv des Volkskunstmuseums in Bukarest, das unter der Leitung von Tancred Bănăţeanu steht, mit der Abfassung der erläuternden Texte beauftragt. Das Buch schliesst sich würdig den bisher erschienenen Volkskunstabbüchern aus Kroatien (Milovan Gavazzi), Ungarn (hrsg. vom Néprajzi Múzeum in Budapest) und dem herrlichen zweibändigen Werk

aus der Slowakei (Chefredaktor Rudolf Mrlan; hrsg. in Bratislava) an. Es muss gesagt werden, dass es sich um ein populäres Bilderwerk handelt; ein wissenschaftliches Buch, das auf Grund neuer Forschungen den verwickelten Einflüssen aus dem Orient und von Seiten der nationalen Minderheiten in Rumänien die Frage wieder anpackt, sollte unbedingt auch geschrieben werden. Immerhin geben die Texte eine sorgfältige und sehr anregende Einführung in die Volkskunst Rumäniens; auf wissenschaftliche Verweise wird verzichtet. Den Schwerpunkt machen aber die Abbildungen aus; sie sprechen in beredter Sprache für die Schönheit und die grossartige Mannigfaltigkeit dieser Kunst. Die dargestellten Objekte stammen zum grossen Teil aus dem Muzeul de artă populară, teilweise auch aus dem Muzeul Satului (dem «Dorfmuseum») und weiteren Sammlungen. Eine erste Gruppe macht uns bekannt mit Haus und Kirche, Möbeln und Hausrat (unter anderem mit den prächtig geschnitzten Spinnrocken oder den eigenartigen Käseformen der Szekler aus der Autonomen Ungarischen Region). Die pièce de résistance der Volkskunst aber sind die rumänischen Stickerei- und Webarbeiten, die Trachtenstücke: Ärmelhemden, Schürzenröcke (*catrințe*), Gürtel, Kopfschleier, Stirnbänder, Hauben, Westen und Mäntel, dann die Handtücher und die oltenischen und sonstigen Teppiche. Ebenso wichtig ist die Keramik; in dieser Gruppe finden sich mehrere Stücke aus der erlesenen Sammlung Slătineanu (heute in Staatsbesitz, betreut von Barbu Slătineanu); wir finden hier auch Beispiele der Schwarzkeramik (aus der Region Suceava). Den Beschluss bildet das Kapitel über Glasmalerei, Holzschnitte und bemalte Ostereier, das wiederum ausnehmend schöne Beispiele der Ikonenmalerei und der *Imagerie populaire* bringt; auch die Ostereier mit ihrer eigenartig reizvollen Ornamentik verdienen einen nachdrücklichen Hinweis.

Wildhaber

Rumanian Architecture. Bucharest, Rumanian Institute for Cultural Relations with Foreign Countries, 1953. 142 S., meist Tafeln. 4°.

Dieses Tafelwerk über rumänischen Hausbau zeigt neben Beispielen moderner Architektur in der Stadt und auf dem Lande auch ältere, bäuerliche Bauten: Kirchen (unter anderem eine Wehrkirche¹ und zwei Holzkirchen), dann Bauernhäuser aus allen Teilen des Landes, mit den schönen Portalen und Balkenpfosten, welche auch als Einzelstücke abgebildet werden; es finden sich ferner einige prächtige Giebelfelder. Wir können die Mannigfaltigkeit der Bauweise in Holz und Stein und der Schindelbedachung gut beobachten. Vermutlich werden wir über diese Probleme noch mehr zu hören bekommen, wenn einmal ein Führer über das grosszügig geplante Freiluftmuseum (Muzeul Satului: Dorfmuseum) von seinem Direktor George Focșa vorliegen wird.

Wildhaber

Erwin Richter, Geistliche Ölheilkuren aus den Gut- und Wundertaten des Augsburger Simbertibüchleins von 1737. Ein Beitrag zur Sammlung des Heilschatzes der Volksmedizin. In: Medizinische Monatsschrift (Stuttgart) 1955, 761–766.

Erwin Richter gehört heute wohl zu den besten Kennern jenes merkwürdigen Zwischengebietes, in dem Volksreligion und Volksmedizin aufeinanderstossen und ineinander übergehen. Sein Beitrag über Weiheöle, Heilöle und volkstümliche Ölschmierheilkuren führt uns neuerdings ein Thema vor, von dem wir im allgemeinen sehr wenig wissen. Richter verwertet vor allem das Büchlein vom «wunderthätigen Arzt», dem hl. Simbert, das 1737 vom Benediktinerpater Romanus Kistler in Augsburg herausgegeben wurde; er zieht die Mirakelberichte heran und geht aber auch allgemein auf die sogenannte Heiligenöle ein.

Wildhaber

¹ Darüber hat neuerdings G. Opreșcu eine Abhandlung geschrieben: Bisericile cetății ale sașilor din Ardeal (Les églises fortifiées des Saxons de Transylvanie): Studii și cercetări de istoria artei (Bukarest) 2 (1955), Heft 1–2, S. 47–68, mit Abb.

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955. Hrsg. von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart. Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, 1955. 204 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, wenn Verbände und Landesstellen der deutschen Länder wieder in vermehrtem Masse für die Herausgabe von regionalen Jahrbüchern und Zeitschriften besorgt sein können. Besonders erfreulich ist es, wenn dann gleich der erste Jahrgang mit so gehaltvollem Inhalt erscheint. Er sollte, wie Helmut Dölker im Vorwort erläutert, «den Volkskundlern – im weiteren Sinne genommen – zu Diensten sein, die durch Geburt, Wohnsitz oder Arbeitsstoff mit dem württembergischen Landesteil verbunden sind». *Helmut Dölkers* eigene Beiträge sind der Rechenschaftsbericht seiner Landesstelle («Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg»), mehrere warm empfundene Nachrufe, vor allem derjenige für Karl Bohnenberger, und die ausgezeichnet orientierende Zusammenstellung über neuere (bis 1953) württembergische Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde. Ein höchst originelles Thema schneidet *Ernst Rheinwald* an, indem er uns allerhand über die «Verehrungen» im alten Württemberg erzählt, d. h. über die Schmiergelder und die Bestechlichkeit. Wenn sich Rheinwald gleich von Anfang an gegen den möglichen Vorwurf verwahrt, als seien diese «Verehrungen» besonders kennzeichnend für das württembergische Volk, so können wir ihn ohne weiteres beruhigen: unsere alte Schweizer Geschichte ist voll von derartigen Unerfreulichkeiten, und manchmal war es beinahe unmöglich, eine Landvogteistelle zu erhalten, ohne sich dieser Schmiermittel zu bedienen. Wie ergiebig Kirchenkonvents-Protokolle als volkskundliche Quelle auch für das Land Württemberg sind, zeigt sehr schön der Beitrag von *Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen*; er ist erfüllt von den vielen, kleinen Dingen, die so recht eigentlich ein helles Licht auf bäuerliches Alltagsleben werfen. Den Unterschied im Charakter der sogenannten «niedermythologischen» Gestalten, wie er mit dem Charakter der landschaftlichen Gliederung wechselt, versucht *Lutz Röhrich* an süddeutschen Beispielen auf anregende Weise herauszuschälen («Landschaft, Stamm und Sage»). In seinem prächtig belegten Aufsatz «Wallfahrtskirchen mit eingebautem Baum» macht uns *Albert Walzer* bekannt mit einer Reihe von Problemen der religiösen Volkskunde: der Rosenstrauchmadonna, des Lebensbaumes im Paradies und des Marienbaumes und Baumleuchters in der Kirche; wir möchten mit allem Nachdruck auf diesen wichtigen Artikel hinweisen, der weit über das Gebiet von Schwaben hinausweist. Zwei andere Beiträge – *Karl Schumm*, Das Bauernhaus in Hohenlohe im 18. Jahrhundert, und *Hedwig Bauer*, Weihnachtsspiele der Donauschwaben – sind wieder regional begrenzter; sie sind deswegen aber nicht minder lesenswert. Die übrigen Arbeiten gehören eher zur Volkskunde «im weiteren Sinne»; sie sollen ebenfalls kurz mit dem Titel aufgeführt sein: *Dieter Narr*, Konrad Celtis, aus einem fränkischen Humanistenleben; *Hugo Moser*, Orts-, Haus- und Strassennamen bei den Sathmarer Schwaben; *Friedrich Emil Vogt*, Volkssprachliche Parallelscheinungen im Deutschen, Englischen und Französischen. Für künftige Jahressbände ist eine Bibliographie der württembergischen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde vorgesehen.

Wildhaber

Ausgegeben Dezember 1955

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel